



HARALD NECKELMANN

DER TIERGARTEN

VOM JAGDREVIER
ZUM STADTPARK

BeBra Verlag



HARALD NECKELMANN

DER TIERGARTEN

VOM JAGDREVIER ZUM STADTPARK

BeBra Verlag

INHALT

EINLEITUNG	6
JAGDREVIER DES KURFÜRSTLICHEN HOFSTAATS	8
NEUE ALLEEN, NEUE PLÄTZE	14
EIN LUSTGARTEN	18
FASANERIE	35
DIE ERSTEN PLÄNE PETER JOSEPH LENNÉS	36
SCHLOSS BELLEVUE	45
BRANDENBURGER TOR	52
TORWAGEN UND KREMSE	54
DER TIERGARTEN WIRD ZUM LANDSCHAFTSPARK	56
KROLLOPER	68
ZOOLOGISCHER GARTEN UND AQUARIUM	71

EIN WOHN- UND DIPLOMATENVIERTEL	78
SIEGESSÄULE	101
REICHSTAGSGEBÄUDE	106
SPREEWALDAMMEN	108
CHARLOTTENBURGER TOR	111
ROSA LUXEMBURG	112
UMBAUTEN FÜR DIE »WELTHAUPTSTADT GERMANIA«	114
SCHWEIZERISCHE BOTSCHAFT	126
ACHSENKREUZ	128
FLAKTURM	129
DIE GRÜNE LUNGE WEST-BERLINS	132
SOWJETISCHES EHRENMAL	168
HAUS DER KULTUREN DER WELT	170
EIN ERHOLUNGSGEBIET FÜR ALLE BERLINER	174
Anmerkungen	190
Bildnachweis/Impressum	192

Foto auf S. 2: Das von Fritz Schaper geschaffene Goethe-Denkmal wurde 1880 eingeweiht.



Einleitung

Immer wenn ich an einem dieser schönen Sommervormittage vom Fenster meines Arbeitsstübchens aus über dem dunklen Grün des Tiergartens, der wie ein Forst zu meinen Füßen liegt, weit weg im Nordosten und dem Blau des Morgenhimmels die Victoria der Siegestsäule leuchten sehe: dann trete ich frohen Mutes an meinen Schreibtisch, reibe mir vergnügt die Hände und spreche zu mir selber: »Wir werden heut einen guten, warmen Tag haben, und heut abend (...) aber ich sage nichts, ich sage nichts!«

Julius Rodenberg (1831–1914), In den Zelten, 1886¹

Mitten in der Stadt liegt der Tiergarten – das war nicht immer so. Bis ins 19. Jahrhundert stellte er die westliche Stadtgrenze dar. Und als die Mauer noch stand, lag er am Ostrand West-Berlins. Inzwischen ist das Berliner Schloss wieder aufgebaut. Den Tiergarten hätte es ohne dieses Schloss außerhalb der Stadt gar nicht gegeben. Denn zu einer Residenz im 15. Jahrhundert gehörte auch ein Tiergarten.

Für den Schriftsteller Josef Victor von Scheffel (1826–1886) ist der Tiergarten »leider der einzige Ort, wo der Berliner sich hie und da überzeugen kann, daß es auch eine Natur und grüne Bäume und Waldesdunkel in der Welt gebe« (1846). Das war natürlich für die gesamte Bevölkerung aus allen Stadtteilen noch schwierig, als die Entfernungen weit und die Verkehrsmittel (wenn überhaupt schon vorhanden) teuer waren, die Wege sich dazu in einem schlechten Zustand befanden. Zur Zeit der Teilung der Stadt erfuhren die Worte Scheffels für die West-Berliner noch einmal eine ganz andere Bedeutung.

Oft wird der Tiergarten flächenmäßig mit dem Stadtstaat Monaco mit seinen gut 200 Hektar Größe verglichen. »Der Tiergarten«, so die Aussage eines Zeitgenossen im 19. Jahrhundert, »gehört vorzugsweise den höheren Ständen, obgleich er Jedermann offen steht. Das Volk fühlt sich dort nicht behaglich.«²

Lange Zeit war es auch so, dass (wie in Monaco) die Fürsten, der Adel und das Bürgertum im Tiergarten wandelten und promenierten. Der Arbeiterschaft gehörte der Volkspark Friedrichshain im Osten der Stadt.

Inzwischen aber wird der Tiergarten von allen Teilen der Bevölkerung angenommen und genutzt. Es besteht heute eher die Sorge, dass eine Über- oder Fremdnutzung die Grünflächen und Vegetation gefährden. Zu oft wird übersehen, dass die Parkanlage längst unter Denkmalschutz steht. Ihre Strukturen und ihr Bestand müssen nicht nur aus ökologischen Gründen, sondern vor allem als ein großartiges Stück Kulturgut bewahrt werden.

Erholung am Neuen See im Tiergarten



Jagdrevier des kurfürstlichen Hofstaats

Im 16. Jahrhundert verstand man unter einem Tiergarten entweder eine Menagerie, die exotische Tiere zeigte. Eine solche führte sehr viel später der preußische König Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) seit 1821 auf der Pfaueninsel. Oder man meinte ein in der Regel umzäuntes Waldgebiet, in dem sich einheimisches Wild befand, wie zum Beispiel westlich vor der damaligen Doppelstadt Berlin-Cölln. Aus dem Haus der Hohenzollern hat vermutlich bereits Johann Cicero (reg. 1486–1499) einen Berliner Tiergarten geschaffen. Dieser war ursprünglich als Teil der Teltowschen Heide ein sumpfiges Dickicht, das bis an die Stadttore reichte. Hier stand das eingegatterte Wild unter besonderer Obhut und Pflege. Vom Nachfolger Johann Ciceros, Kurfürst Joachim I. (reg. 1499–1535), ist urkundlich verbürgt, dass er einen »Thiergarten bei der kurzen Heide« besaß. Die erste Nachricht, die auf dessen Existenz schließen lässt, stammt aus dem Jahr 1518, als der Kurfürst sich vom Hochmeister des Deutschen Ritterordens einen »Ur« (Wisent) kommen ließ. In seinem Dankschreiben vom 15. Februar jenes Jahres schrieb er dem Hochmeister, dass dies »Wildprät bey unns frembde und seltzsam« sei. Ebenfalls ein Tiergarten wurde 1527 in der Nähe des Berliner Schlosses angelegt. Das kleine Gebiet wurde nach Westen und Norden durch Zukäufe bis an die Grenzen des heutigen Tiergartens und darüber hinaus erweitert. Die aufgestellten Zäune verhinderten, dass die ausgesetzten Wildtiere auf die angrenzenden Äcker der umliegenden Dörfer entwichen.

Der heutige Tiergarten wurde erstmals 1530 erwähnt, als cöllnische Bürger dem Kurfürsten Joachim I. ihre Äcker verkauften. Vermutlich lag das betreffende Gebiet in der Gegend des Großen Sterns: Ein ideales Gelände mit Hochwald, dazwischen Wiesen, kleine Weiher und Bruchwald, die Spree mit einem Auwald und Uferwiesen. Hier setzte man Wildtiere für die Jagd aus, nicht nur Hirsche und Rehe, sondern auch Wildschweine, Hasen und Vögel.

Die Bronzeplastik von Wilhelm Haverkamp an der Fasanerieallee stellt eine Fuchsjagd zur Kaiserzeit dar.

Über den Hetz- und Tiergarten des Kurprinzen, des späteren Kurfürsten Joachim II. (reg. 1535–1571) ist mehr bekannt. Fürstliche Hetzgärten kamen in der Renaissance mehr und mehr in Mode. Von einer solchen Hetzjagd wird im Jahr 1543 berichtet, als ein Auerochse mit einem Bären und einem Wolf kämpfte. Dabei durchbrach der Bär nicht weit vom Kurfürsten die Schranken. Er geriet in Gefahr, von der »wütenden Bestie zerfleischt zu werden«, wenn nicht seine Begleiter mit Speeren hinzugeeilt wären. Der Tiergarten breitete sich nördlich der Spree als »Hinterer Tiergarten« im heutigen Moabit aus, südlich des Flusses als »Vorderer«. Er reichte im Westen bis zur Gemarkung Lietzen (auch Lietzow), östlich bis an die Stadttore, südlich teilweise über den Schafgraben, den heutigen Landwehrkanal, hinaus.

Die Jagden des Kurfürsten im 17. Jahrhundert fanden in direkter Nähe der Residenz ohne großes Gefolge und Treiber statt. Der Raum war beschränkt, irgendwo war das Wild bestimmt anzutreffen. Ein meilenweiter Ritt, um es aufzuspüren, war nicht notwendig. Vom Großen Kurfürsten (reg. 1640–1688) heißt es: »Der Wald, der nur fünfhundert Schritte von der Stadt entfernt liegt, dient den Vergnügungen des Fürsten, der dort jede Art von wilden Thieren unterhält,



Parforcejagd auf einen Hirsch. Holzstich nach einer Zeichnung von Albert Richter, 1885

und der mit einem Vergnügen, wie es wenige Menschen empfinden, dort die Jagd ausübt.«³ An anderer Stelle: »Berlin (...) hat auch ein Wäldlein 500 Schritt groß (entfernt, H. N.); dienet dem Churfürsten zur Ergötzlichkeit, gestalten viel Wild darinnen unterhalten werden, da dann der Churfürst zum öfteren mit wenig Personen jaget.«⁴ Wegen seiner Nähe zu den Schwesterstädten Berlin und Cölln ließen die Kurfürsten das Jagdrevier des Tiergartens vollständig umzäunen.

Die Jagd in Preußen gestaltete sich verhältnismäßig klein und prachtlos. Zwar galt sie als Kernbestand barocker Hofkultur, aber das »goldene Zeitalter« der Jagd war an Preußen vorbeigegangen. Der Mensch kehrte, wenn auch künstlich, zurück zur Natur und entfloh den Zwängen der Gesellschaft und des Alltags. Doch frei umherlaufendes Großwild war nicht nur in Deutschland im Laufe des Mittelalters immer seltener geworden. Man hegte das Wild ein und fütterte es. Die fürstlichen Jagden fanden oft in klar abgegrenzten, eingezäunten Räumen statt. Dabei ließ die Größe der fürstlichen Waldungen dennoch das Gefühl aufkommen, im Freien zu sein.

Das Zentrum eines Jagdgebietes bildete ein runder Platz, um dort Parforcejagden (französisch *par force*: »mit Gewalt«) oder Hetzjagden zu veranstalten. Die hohen Kosten führten dazu, dass nur wenige Fürsten wie Friedrich Wilhelm I. (reg. 1713–1740) sie betrieben. Bei der Parforcejagd wurde ein bestimmter Hirsch ausgewählt, und berittene Jäger verfolgten ihn hinter einer jagenden Meute von hundert Hunden. Entlang der gewünschten Fluchtrichtung standen in Abständen weitere Hunde und Pferde bereit. Das Wild wurde stundenlang gehetzt, bis es sich zum letzten Kampf stellte. Umringt von den Hunden, wurde es mit dem Hirschfänger, einer langen Stichwaffe, getötet. Die Parforcejagd war körperlich sehr anstrengend und ein reiner Sport, bei dem das Beutemachen keine Rolle spielte. Für die Jäger war entscheidend, das Vergnügen des Nachreitens möglichst lange auszudehnen.

Von der Parforcejagd unterscheidet sich das »Eingestellte Jagen«, das eine lange Vorbereitung erforderte. Dazu hat man das Wild aus teils entlegenen Revieren herantransportiert, dann »eingestellt«, d. h. in einem mit aufgestellten Leintüchern abgegrenzten Gebiet zusammengetrieben und gefangen gehalten. Das Treiben konnte Tage oder Wochen dauern, denn das Wild benötigte Zeit zum Äsen und Wiederkäuen. Nachdem ausreichend Tiere vereint waren, konnte von einem Schießstand aus das Wild geschossen (»abgeschlachtet«) werden. Die Redewendung »Durch die Lappen gehen« stammt übrigens aus Berlin: Im Tiergarten wurden Lederlappen von Bediensteten des Kaisers gehalten, um einen kleinen Bereich abzugrenzen, damit der Kaiser bei seiner Jagd möglichst erfolgreich war. Entkam ein Tier durch diese Lederlappen, »ging es einem durch die Lappen«.

Im Jahr 1631 wurde im Tiergarten zum ersten Mal das Amt des Hofjägers besetzt. Dieser hatte die Aufsicht über den Tiergarten und seinen Sitz am südlichen Ende der heutigen Ecke Hofjägerallee/Tiergartenstraße. Inzwischen befindet sich dort die Konrad-Adenauer-Stiftung. Der Hofjäger konnte jedoch nicht verhindern, dass während des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) der

Zaun um den Tiergarten immer mehr verfiel und das Wild sich zerstreute, der Tiergarten insgesamt verkam. Vom Wildgatter holten sich die Einwohner Berlins und Cöllns ihr Brennholz, die Verbindung zum Schloss, die Hundebrücke, wurde abgebrochen.



Zur Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, des Großen Kurfürsten, befand sich das Gebiet des Tiergartens anfangs noch nicht vollkommen in kurfürstlichem Besitz. Die Wiesen und Äcker anderer Eigentümer wurden aufgekauft. Von 1657 bis 1659 erneuerte man den Zaun und legte 1663 einen Entwässerungsgraben an, um die Sümpfe trockenzulegen. Am



Tiergartentor (heute: Brandenburger Tor) befanden sich zwei Häuschen. In dem einen saß der »Stakensetzer«, d. h. der Mann, der den Plankenzaun herstellte und instand hielt. Das andere diente dem Seildreher der Wildfangnetze. Auch an drei anderen Stellen entlang des Zauns gab es solche Stakensetzerhäuschen. Der Große Kurfürst setzte auch Jungwild aus: Hirsche, Rehe, Hasen und Auerhähne. Die Hundebrücke, über die die kurfürstlichen Jäger die Meuten zum fröhlichen Halali trieben, wurde neu gebaut, und der Tiergarten selbst musste zugunsten der »Neuanlage«, der Lindenallee, ein Stück westwärts weichen. Zu den Aufgaben des Großen Kurfürsten gehörte es auch, gegen Wilddiebe vorzugehen. Die »Jagdbedienteten« wurden angewiesen, jeden Übeltäter, der nicht eingefangen werden konnte, zu erschießen. Manchmal erwischte die Anweisung auch, wie im Jahr 1674, einen Unschuldigen: »Den 26. July ward des Schönfarbers Sohn aufm Friedrichswerder von einem Jäger im Thiergarten unversehens erschossen.«⁵

1695 schenkte Kurfürst Friedrich III. (reg. 1688–1701), der spätere erste Preußenkönig, seiner Frau Sophie Charlotte (1668–1705) das Dorf Lietzow. Für sie entstand das Schloss Lietzenburg (später Charlottenburg genannt) und davor eine neue Stadt. Dort hatte seine geistvolle Gemahlin 1695 ihren Sommer- und Musensitz aufgeschlagen. Der Weg zwischen der Residenz und dem neuen Landsitz (heute: Straße des 17. Juni) musste nun verbessert werden. Bislang existierte nur ein einfacher Fahrweg vom Tiergartentor durch den Tiergarten nach Lietzow. Er bestand zunächst aus einer »Allee«, lief dann aber nur als Waldweg weiter. Das Wild wurde nicht länger gepflegt, der Plankenzaun verfiel aufs Neue.

Der Große Kurfürst mit seiner Frau Luise Henriette von Oranien auf der Jagd. Kupferstich von Cornelis van Dalen d. Ä. nach Jacob Martsen, Mitte 17. Jahrhundert



Neue Alleen,

neue Plätze

König Friedrich I. ließ die Straße Unter den Linden in Richtung Westen verlängern. Dazu beauftragte er den Hofjäger Hemmerich (1675–1716), eine 60 Fuß (ca. 19 Meter) breite, schnurgerade Schneise durch den Tiergarten zu schlagen. So entstand eine Allee nach Charlottenburg. Etwa auf halber Strecke zwischen den beiden Schlössern Berlin und Charlottenburg richtete Hemmerich einen runden Platz als Rastplatz ein. Von dort aus haute er ansatzweise sternförmig sechs weitere Schneisen in den Wald – der heutige Große Stern. Die insgesamt achtstrahligen, zunächst nicht vollständig ausgeführten Wege führten weit in das umliegende Gebiet hinein. Solche Alleesterne dienten den Jagdgesellschaften als Versammlungsorte, um von dort aus den Wildwechsel genau beobachten zu können. Außerhalb der Städte waren die Straßen noch unbefestigt. Die schweren Karossen quälten sich durch die tiefen Sandwege, oft stundenlang von einem Schloss zum anderen, da war ein Rastplatz für die Pferde und Mitfahrenden notwendig.

Ab 1700 ließ Friedrich I. den Schafgraben zum Vorfluter ausbauen. Blick auf die Schafgrabenbrücke, jetzige Potsdamer Brücke, im Jahre 1775. Holzstich nach einer zeitgenössischen Darstellung, 1884

Besser und bequemer war die Fahrt nach Charlottenburg, nachdem der König zwei »Treckschuyten« aus Holland hat kommen lassen. Er wollte die über den sandigen Boden im Tiergarten äußerst mühsame Fortbewegung vereinfachen. Ein Pferdepaar zog die offenen oder gedeckten einfachen Schleppkähne am Spreeufer entlang auf einem Leinpfad. Zweimal am Tag fand eine solche Fahrt statt.

Ähnliche Allee-Ansätze wie der Große Stern wies der sogenannte »Zirkel« auf, der spätere Zelten- oder Kurfürstenplatz. Von dem an der Spree angelegten halbrunden Platz strahlten sieben Alleen aus – vier von ihnen blieben unvollendet. Sie waren nach den zunächst sieben, später neun Kurfürsten im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation bis 1806 benannt. Damals waren die meisten Bäume im Tiergarten Kiefern, erst später kamen Laubhölzer hinzu. Am meisten beeindruckte die Zeitgenossen aber die Aufstellung von Laternen entlang der neuen Allee nach Lietzenburg (dem späteren Charlottenburg), die bis zwei Uhr nachts brannten. Die Gewässer im Tiergarten sorgten schon damals für Probleme: Das geringe Gefälle verursachte immer wieder Wasserstauungen und Verlandungen, die Höhenunterschiede des Geländes waren nur gering und die Vorfluter weit entfernt. Zur besseren Entwässerung ließ Friedrich I. ab 1700 den Schafraben, der als Entwässerungsgraben das Wasser aus dem Sumpfgebiet südlich vom damaligen Berlin ableitete, zum Vorfluter ausbauen und 1705 bis in die Spree führen.

Der König veranlasste Bauarbeiten im Tiergarten, schien aber nicht an einer tiefgreifenden Umgestaltung des früheren Tiergeheges interessiert. In der Umgebung seiner Residenz besaß er genügend Schlösser und Gärten, deren Aus- und Umgestaltung ihm wichtiger waren als der Tiergarten.

Sein Nachfolger König Friedrich Wilhelm I. liebte die Jagd. Er ließ 1716 den Zaun um den Tiergarten ausbessern. Trotzdem verfügte er 1718: »Sol nichts gemacht werden, sol kein tirgarten mehr sein« – dem sparsamen König kostete offenbar der Unterhalt des Parks zu viel Geld. Der Soldatenkönig kümmerte sich auch wieder um die Tiere im Tiergarten, obwohl er weniger hier als in der größeren Heide von Köpenick, im Grunewald, in Wusterhausen und in der Dubrow jagte. Für höfische Jagden wurde der Tiergarten nicht mehr genutzt. Auch veranlasste Friedrich Wilhelm I., dass der Verkehr von Berlin nach Spandau nicht mehr über die alte Landstraße durch die Jungfernheide führte. Stattdessen sollte er durch den Tiergarten und über Charlottenburg rollen, um in der neuen Stadt die Wirtschaft anzukurbeln.

Um 1730 entstand nördlich der Allee nahe dem Brandenburger Tor ein Exerzierplatz (heute: Platz der Republik). Der schottische Reiseschriftsteller James Boswell (1740–1795) schilderte sarkastisch die Exerzierübungen eines preussischen Regiments: »Die Soldaten schienen ganz verängstigt; für das kleinste Versehen wurden sie wie Hunde geprügelt. Ich weiß aber nicht, ob solche Kerle nicht doch die besten Soldaten abgeben. Maschinen sind zuverlässiger als Menschen.« Der Tiergarten verlor an seiner Ostseite Fläche, als die Dorotheen- und die Friedrichstadt nach Westen erweitert wurden. Der König ließ dazu von 1723 bis 1734 einen etwa 500 Meter breiten Streifen des Tiergartens abholzen, auf

dem Baustellen eingerichtet wurden. Am Ende der Straße Unter den Linden entstand das Quarree, der spätere Pariser Platz, und am Ende der Leipziger Straße das Oktogon, der spätere Leipziger Platz. Diese neuen Plätze schlossen nach Westen 1734 ein erstes Brandenburger Tor und das Potsdamer Tor ab. Den Tiergarten betrachtete der König sozusagen als einen Nutzwald, in dem Holz geschlagen und gewinnbringend veräußert wurde. Deshalb verbot er auch den Bewohnern der angrenzenden Stadtteile unter Strafe, wie gewohnt ihr Vieh zur Nachtzeit in den Tiergarten zu treiben.

Das erste Brandenburger Tor, links das Wachhaus, rechts das Akzisehaus, dahinter die Bäume des Tiergartens. Radierung von Daniel Chodowiecki, 1764





Ein Lustgarten

Ab 1741 war Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff (1699–1753) von Friedrich II. damit beauftragt, den Jagd- und Nutzwald vor den Toren Berlins in einen Lustgarten der Residenzstadt umzuwandeln. Die letzten Reste des Zauns wurden abgetragen, Friedrich der Große schätzte die Jagd nicht. Nur der Name der Parkanlage erinnert noch daran, dass im Tiergarten einst die Flinten knallten und die Hifthörner (einfache, aus ausgehöhlten Stirnhörnern gefertigte Jagdhörner) ihr »Hirsch tot« ertönen ließen. Als »Parc de Berlin« wurde der unter seinem Vater stark vernachlässigte Tiergarten zu einem großen Erholungsgebiet, erstmals wurde ein von Anfang an öffentlich zugänglicher Park in Deutschland geschaffen. Friedrich II. wollte – zumindest zu Beginn seiner Regierungszeit – ein volkstümlicher König sein. Es galt nun das Verbot, Vieh auf das Gelände zu treiben, besonders zum Schutz von Neuanpflanzungen. Friedrich der Große interessierte das Vorhaben. In einem späteren Dekret untersagte er, größere Sträucher oder Bäume ohne seine ausdrückliche Erlaubnis zu entfernen.

Bevor sein Freund und Oberintendant der königlichen Schlösser und Gärten begann, den Tiergarten umzugestalten, musste er zunächst weite Teile trocknenlegen. Die Entwässerungsgräben ließ er geschickt wie natürliche Wasserläufe aussehen. Sein Hauptinteresse galt der Charlottenburger Chaussee (heute: Straße des 17. Juni), dem Rondell des Großen Sterns und der Umgebung des Brandenburger Tors. Die vorhandene Hauptachse wurde verschönert und mit Hecken eingefasst. Um 1740 wurde zum zweiten Mal eine Beleuchtung auf dem Weg von Berlin nach Charlottenburg installiert. Ganz im Sinne Friedrichs, dem vor allem an breiten Alleen gelegen war, ließ Knobelsdorff eine Reihe von Schneisen durch den Wald schlagen. Vom Großen Stern gehen acht breite Alleen aus, je drei nach Süden und nach Norden. Nordwestlich und nordöstlich verlaufen

Friedrich II. ließ den Jagdwald zur ersten öffentlich zugänglichen Parkanlage in Deutschland umgestalten. *Friedrich der Große zu Pferde*, Gouache auf Papier, unbekannter Maler, 18. Jahrhundert

die Kleistens Allee (heute: Altonaer Straße) und die Fasanenallee (heute: Spreeweg); ihre südlichen Pendants bilden breite Parkalleen. Die heute stark befahrene Hofjägerallee führt von Süden auf das Rondell zu. Nördlich ist die Allee zur Spree nur ein kurzes Stück ausgeführt. Mit der Wiese, auf der heute das Bismarck-Denkmal steht, ist der Ansatz weiter erkennbar. Erst Knobelsdorff hat die Allee nach Charlottenburg vierfach bepflanzt. Für das Pflanzen von zwei Baumreihen je Seite musste ein sehr breiter Streifen freigeschlagen werden, damit die jungen Bäume genügend Licht und Platz erhielten.

Südlich des Großen Sterns ließ der Landschaftsarchitekt 1742 zwischen den Alleen drei der damals so beliebten Labyrinth anlegen: Baum- und Strauchpartien mit kunstvoll ornamental verschlungenen Heckenwegen, die als Irrwege herhielten. Als Vorbild galten berühmte französische Parks. Das erste Labyrinth zwischen der Fasanen- und der heutigen Hofjägerallee hieß »Sternbusch«, das zweite zwischen Hofjäger- und der Großen Allee »Prinzenbusch«. Das dritte und kleinste Labyrinth zwischen der Großen Allee und der Charlottenburger Landstraße wurde »Knobelsdorffs Labyrinth« genannt. Im Tiergarten waren die Anlagen so weit ausgedehnt, dass sie sich fast über die gesamten dreieckigen Geländestücke zwischen dem Stern und der südlichen Tiergartengrenze



Plan des Tiergartens aus dem Jahr 1765

erstreckten. Die Labyrinth und Formengebilde des Rokoko besaßen nicht nur einen, sondern mehrere Ein- und Ausgänge. Die Labyrinth dienten dem Spiel mit dem Unbekannten, dem Verwirrspiel mit ständig wechselnden Perspektiven und Blickachsen. Ihr Ziel war es unter anderem, den Entdeckerdrang der Besucher anzuregen. Der Oberforst-Bauinspektor Karl Wilhelm Hennert (1739–1800) schilderte 1788 die Wirkung einer solchen »empfindsamen Partie«: »Bei weiterem Fortgehen führet eine Brücke über jenen stillen, dunkeln Wasserspiegel, zu schattigen Gängen, worin der Blick eingeschränkt und der Geist zu ernsthaften Gedanken eingeladen wird.«⁸

Auf dem Großen Stern ließ der König um 1750 durch Knobelsdorff 16 Statuen aufstellen, die Bacchus, Ceres, Flora, Feronia, Pomona, Felicitas und andere antike Gottheiten darstellten. Die Statuen sollten einem geselligen Zusammensein auf einem solchen Platz dienen. Die Berliner nannten sie respektlos »Die Puppen« und pflegten am Wochenende Spaziergänge »bis in die Puppen« zu unternehmen. Zu Fuß war es vom Stadtkern aus ein sehr weiter, sandiger Weg bis dorthin. Von der räumlichen wurde diese geflügelte Redensart auf die zeitliche Ausdehnung übertragen und wird so noch heute im Sinne von »sehr lange« verwendet. Die Sandsteinskulpturen (oder ihre Reste, denn sie wurden früh durch Vandalismus beschädigt) standen dort bis 1829.

Im Jahr 1757 legte Knobelsdorff im östlichen Tiergarten das Venusbassin (später: Goldfischteich) an, dessen südliche Stirnseite eine Venusstatue schmückte. Auf Wunsch von Kaiser Wilhelm II. wurde jedoch ein Denkmal zu Ehren der Komponisten Haydn, Beethoven und Mozart angefertigt und 1904 an die Stelle der Venus gesetzt. Das Komponisten-Denkmal aus weißem Marmor wird von drei goldenen Putten bekrönt.

Den Zirkel oder Halbstern, von dem nun neun Alleen ausgingen, hatte Knobelsdorff übernommen. Er ließ die Alleenstümpfe zu Alleen ausbauen, Balustraden errichten und Bänke aufstellen, weiter pflanzte er Bäume um den Platz, die Mitte zierte eine Statue der Pomona (die Göttin der Baumfrüchte). Die Alleen benannte man nach den Bäumen, mit denen sie bepflanzt wurden: Kastanien-, Rüstern-, Maulbeer-, Ebereschen-, Speierling-, Eichen-, Linden-, Akazien- oder Kurfürstenallee, später auch Zeltenallee genannt.

Prinz August Ferdinand von Preußen (1730–1813), der jüngste Bruder des Königs und Bauherr von Schloss Bellevue, hatte 1776 an der Spree den halbrunden heutigen Großfürstenplatz mit Sitznischen anlegen lassen. Den Anlass bot die am 25. Juli des Jahres stattfindende Verlobung des Großfürsten Paul von Russland mit Prinzessin Sophie Luise von Württemberg, für die August Ferdinand hier ein Fest veranstaltete.

In den Bosketts, also in Gruppen beschnittener Büsche und Bäume, an Alleekreuzungen und anderen markanten Stellen wurden im Tiergarten Statuen aufgestellt. Am bedeutendsten waren Venus, Apollo und Herkules am Brandenburger Tor. Besonders im östlichen Teil des Parks entstand ein dichtes Netz sich kreuzender Wege, man lockerte die zahlreichen Alleen und geraden Wege durch Plätze, Salons und Kabinette auf. Südlich der Labyrinth wurden

im 18. Jahrhundert der Platanus- und der Apollosalon angelegt. Salons – abgeleitet von »Salon de verdure« (franz. »Grünes Wohnzimmer«) – hießen Plätze, die sich zwischen Hecken oder gestutzten Bäumen befanden und von diesen so umschlossen wurden, dass eine intime Raumwirkung entstand. Salons stattete man mit Bänken aus und schmückte sie mit Brunnen, Statuen, Vasen und Blumenbeeten. Auch symmetrisch angeordnete, gekurvte Wege wurden angelegt.

Schon damals gab es Parkbesucher, die Vandalismus betrieben. Man klagte darüber, dass »wo in Berlin öffentliche Kunst- oder architektonische Werke zu sehen sind, hat auch der Pöbel die Hand daran gelegt; aber überall zeigte sich, daß dies nur so lange geschah, als der Reiz der Neuheit dauerte (...) An den Statuen im Tiergarten ist überall dieselbe Zerstörungswut sichtbar (...) Arme, Nasen, Köpfe, Füße sind ein Opfer der allgemeinen Bilderstürmerei. Kaum war alles wieder ausgebessert, so fiengen die Stümmelungen, Rothstein-Malerey und Bleistift-Inskriptionen von neuem an.«⁹ Die Zerstörungswut galt auch den



Das von Knobelsdorff angelegte Venusbassin. Gemälde von Jakob Philipp Hackert, 1761

Pflanzen, sie wurden »durch das Ausreißen, Abbrechen, Stehlen und Zertreten« besonders durch die »Raff- und Lese-Holz-Holer« beschädigt. Konflikte ergaben sich noch nicht durch das Nebeneinander von Fußgängern und Radfahrern, aber mit Vierbeinern und ihren Besitzern. So wurde 1786 auch bekanntgegeben, dass »das Reiten und Fahren auf den Fußpromenaden (...) verboten bleibt und alle und jede Hunde, welche außer der Landstraße im Thiergarten oder auf den Promenaden und in den Alleen betroffen werden, ohn alle Rücksicht gleich todt geschossen« werden.¹⁰

Die Stelle, an der die Bellevueallee auf die Charlottenburger Landstraße traf, wurde platzartig erweitert und »Kleiner Stern« genannt. Heute ist der Platz bedeutungslos. Auf der anderen Straßenseite traf man nun auf die Rüsternallee, die vom Zeltenplatz im Norden kommend, über den Platz hinaus verlief und fortan »Kleine Sternallee« hieß.

Die Umgestaltung des Tiergartens lieferte auch eine neue Sichtweise auf das Forum Fridericianum: Die Straße Unter den Linden erhielt als Verbindung zwischen dem ursprünglich geplanten Residenzschloss (heute steht dort das ehemalige Palais des Prinzen Heinrich, Hauptsitz der Humboldt-Universität) und dem neuen Park die Funktion einer gartenkünstlerischen Querallee. Eine solche städtebauliche Großfigur diente ganz entscheidend dem Verständnis dessen, was Friedrich II. und Knobelsdorff für die Stadtentwicklung Berlins anstrebten.

Vor seiner Tiergarten-Neugestaltung hatte Knobelsdorff in Neuruppin und Rheinsberg gemeinsam mit dem Kronprinzen Gartenanlagen im französischen Stil entworfen. Beide Männer verband ein gemeinsames Interesse an Kunst und Architektur, zwischen beiden entstand eine fast freundschaftliche Vertrautheit. Das Verhältnis zueinander änderte sich, nachdem der Kronprinz 1740 als Friedrich II. den Thron bestiegen hatte. Zu den Hauptwerken des preußischen Architekten und Malers zählen die Erweiterung der Schlösser Rheinsberg, Monbijou, Charlottenburg und Potsdam, der Bau des Opernhauses Unter den Linden und des Schlosses Sanssouci sowie die Planung des Forum Fridericianum in Berlin. Als Dienstwohnung erhielt er 1741 ein stattliches Wohnhaus in der Leipziger Straße 85 (früher 65) geschenkt. Knobelsdorff lieferte in der Regel nur Planskizzen und Ansichtszeichnungen, ihre Umsetzung überließ er erfahrenen Baumeistern und Technikern. Dennoch wurde ihm die Arbeit manchmal zu viel. Der König war ungeduldig und mahnte zur Eile, »damit ich nicht Ursach habe, deshalb meine Empfindlichkeit zu zeigen und mit dem Hause, welches ich Euch in Berlin zur Wohnung gegeben, eine Aenderung zu machen (...) Er executieret nichts, wie ich es haben will und ist faul wie ein Artilleriepferd«.¹¹ Baron Knobelsdorff hatte keine Kunstakademie besucht, sondern war zum Militär gegangen und standesgemäß ein Kavaliersarchitekt, der über das Malen zum Entwerfen von Architektur gekommen war. Gemeinsam planten der König und er den Amalthea-Garten direkt vor der Stadtmauer von Neuruppin. Er enthielt einen Monopteros, einen kleinen Apollotempel nach antikem Vorbild, und war Knobelsdorffs erste Arbeit als Architekt Friedrich des Großen. Dort



Das imposante Opernhaus im Vordergrund war das erste fertiggestellte Gebäude des Forum Fridericianum. Kolorierter Stich, 1778

wurde musiziert, philosophiert und gefeiert. Gleichzeitig mit der Umwandlung des Tiergartens verlangte der König von ihm, noch während des Ersten Schlesischen Krieges (1740–1742) mit dem Bau des Opernhauses, der heutigen Staatsoper Unter den Linden, zu beginnen.

Fünf Jahre später hatte Knobelsdorff 1746 am nördlichen Rand des Tiergartens ein umfangreiches Anwesen an der Spree günstig ersteigert. Es lag etwa dort, wo heute das Schloss Bellevue (s. S. 45–51) steht. Zum Besitz gehörten eine Maulbeerplantage zur Seidenraupenzucht, Wiesen- und Ackerland, Gemüsebeete und zwei Meiereigebäude. Knobelsdorff ließ ein schlichtes, einstöckiges Gartenhaus als neues Hauptgebäude bauen. Die Wand- und Deckengemälde in mehreren Räumen gestaltete der preußische Hofmaler Antoine Pesne (1683–1757) für seinen Freund und Schüler Knobelsdorff, der Anfang der 1730er-Jahre von ihm an der Berliner Kunstakademie ausgebildet worden war. Die Meierei wurde landwirtschaftlich sowie als Obst- und Gemüsegarten intensiv bewirtschaftet, und Knobelsdorff erhielt ein zusätzliches Einkommen. Im Jahr 1938 wurde das Haus abgerissen.

In seinem Berlin-Führer von 1786 schrieb der Schriftsteller Friedrich Nicolai (1733–1811) über den Tiergarten: »Es ist nicht möglich, die ungemein große Anzahl von einigen hundert Alleen, die sich auf mannigfaltige Art durchkreut-

zen und durchschlängeln, anzuzeigen. Noch weniger ist es möglich, die großen Schönheiten dieses vortrefflichen Gartens und seiner mannigfaltigen Anlagen und die glückliche Vermischung von verschiedenen Bäumen und Stauden zu beschreiben. Es sind darin Alleen und Salone (...) so mannigfaltig und glücklich vermischt, dass die Kunst beständig Natur zu sein scheint. Man kann in demselben gewiß einige Wochen spazieren, ohne daß man alle Gänge desselben, und alle einzelne angenehme Partien wird aufgefunden haben.«¹² Zu diesem Zeitpunkt, fast ein halbes Jahrzehnt nach der Tiergarten-Umgestaltung, waren eigentlich nur noch Relikte von Knobelsdorffs Ideen übriggeblieben. Zwar blieb das strenge Achsensystem erhalten, doch überall schlängelten sich neue Wege durch den Wald.

Der König äußerte sich in einem Nachruf für den schon 1753 verstorbenen Knobelsdorff lobend über seinen neu geformten Tiergarten: »Er machte ihn zu einem köstlichen Stück Erde durch die Mannigfaltigkeit der Alleen, der Hecken, der Rondelle und durch die reizvolle Mischung des verschiedenen Laubwerkes. Er verschönerte den Park durch Statuen und die Anlage von Wasserläufen, so daß die Bewohner der Hauptstadt hier eine bequeme und schmucke Promenade finden, wo die Reize der Kunst nur unter den ländlichen Reizen der Natur auftreten.«¹³

Die Berliner Bevölkerung zog an den Sonn- und Feiertagen in den Tiergarten, um sich dort zu vergnügen. Besonders beliebt war eine Lichtung am Spreeufer, der in den Wald geschlagene Kurfürstenplatz (oder Zirkel), weit vor der Stadt. Jahrzehntelang war er der Hauptvergnügungsort im Tiergarten. Es bot sich geradezu an, den Besuchern nach ihrem langen Weg hier Erfrischungen anzubieten. Nicolai berichtete: »Auf der Seite nach der Spree ist den ganzen Sommer durch, eine Anzahl Zelte oder Hütten aufgeschlagen, woselbst allerhand Erfrischungen verkauft werden. Der gegenüberstehende Zirkel ist mit einer doppelten Allee von sehr hohen Eichen und Ulmen eingefasset, und ist der Hauptsammelplatz aller Spazierenden, welche theils unter den Alleen hin und her wandern, theils auf den Bänken ausruhen.«¹⁴ Der hugenottische Refugié und Traiteur (Speisenwirt) Martin Thomassin bat 1745 als Erster um die Erlaubnis, ein Lokal am Zirkel zu eröffnen. Der König genehmigte ihm lediglich, Getränke in einem Leinwandzelt zu verkaufen. Dieses musste im Winter abgebrochen und in die Stadt gebracht werden. Knobelsdorff aber war allgemein gegen die Erlaubnis des Königs, da er den anschließenden Bau fester Gebäude fürchtete. So galt die Verkaufsgenehmigung nur für die wärmeren Monate. Vorbild für die Schankerelaubnis *in den Zelten* war vermutlich der englische *pleasure garden*. Ein zweites Zelt baute Esaias Dortu auf, und später kam noch ein dritter Hugenotte, der ehemalige Seidenhändler Mourier hinzu. Ihre Leinwandzelte waren durch Laubengänge miteinander verbunden. Im Jahr 1769 standen bereits sechs davon. Unter die Promenierenden gesellten sich Mitglieder des Hofes und der königlichen Familie, auch Friedrich der Große lustwandelte hier. Das Aufschlagen der Zelte führte zu der Bezeichnung »Die Zelte«; dieser Begriff galt bald für die gesamte Straße: »In den Zelten«.

Knobelsdorff jedoch behielt Recht, denn nach seinem Tod 1767 durfte der Gastwirt Mourier an sein Zelt eine feste Bretterbude anbauen, in der er im Sommer auch wohnte. Vor die Hütte hängte er ein Schild mit einer goldenen Gans und der Aufschrift »Mon oie fait tout«. Er benutzte die bei den Berlinern so beliebten Sprachverdrehungen, denn natürlich hieß es nicht: »Meine Gans macht alles«. In Wirklichkeit hieß es: »Geld macht alles« (monnoie = monnaie, Geld), denn früher schrieb man »Geld« auf Französisch mit o oder auch mit a.

Die Zeltbahnen bestanden aus geteuerter Leinwand, die vor Regen und Sonne schützte. Geschäftstüchtige Wirte trugen Bier herbei, duftenden »Coffee«, Kuchen, natürlich auch Wein und Likör, Braten und Suppe. In den Zelten gab es »Sieke«, also: Musik. Auf einem Schild war zu lesen: »Hier können Familien Kaffee kochen«. Während der Hofrat und Unternehmer Simon Kremser (1775–1851) für die Fahrt vom Brandenburger Tor in die Zelten in seinem Kremser damals 50 Pfennig verlangte (s. S. 54/55), war anderes sehr viel preisgünstiger. Im Zelt 2 kostete ein Kalbsschnitzel 40 Pfennig und ein Liter edler Burgunder in Zelt 1 nicht mehr als umgerechnet 50 Cent. Jedes der Zelte hatte seine eigene Kapelle, im Zelt 1 von Mourier spielte sogar eine Militärkapelle. Nicolai berichtete: »An schönen Sommernachmittagen, sonderlich des Sonntags und Feyertags gegen 6 Uhr, pflegen hier einige tausend Spazierende zu Fuße, zu



Die Zelte im Tiergarten. Radierung von Daniel Chodowiecki, 1772

Pferde, und in Wagen, zusammen zu kommen, wobey öfters, auf Befehl des Gouverneurs, die Musik der in Berlin in Garnison liegenden Infanterie- und Artillerie-Regimenter in die anliegenden Büsche vertheilet werden, welches zusammen ein sehr reizendes Schauspiel macht.«¹⁵ Alle Zelte waren nummeriert. Friedrich der Große hatte aber nur vier Wirten einen Ausschank erlaubt. Und auch 200 Jahre später gab es noch immer nur diese »vier historischen Zelte«. Und weiter ein fünftes, das sich »Neues Zelt« nannte, und trotzdem kein Zelt mehr war. Die Zelte waren inzwischen hölzernen Buden gewichen. Von den Zelten berichtete auch ein »Reisender durch die königlichen preussischen Staaten« im Jahr 1779: »Die Zelter, – oder besser – die Hütten, denn nur selten steht ein aufgeschlagenes Zelt da und der Saal, welcher errichtet ist, hat nur die Formen eines Zeltes und ist von Holz – also die Zelter liegen, wenigstens nach meinem Gefühl, an dem angenehmsten Ort des Tiergartens. Die Aussicht von hinten zu ist majestätisch und prächtig. Zur Rechten erblickt man das eine äußerste Ende Berlins, den sogenannten Unterbaum; das Invalidenhaus schimmert durch das Gebüsch hindurch und die Charité ragt über den großen Eichbäumen hervor. Die ganze Spree, welche vor den Augen des Betrachters vorbeiröht, macht im Auge eines der angenehmsten Schauspiele. Sie ist nie von Schiffen leer, welche theils Holz, theils von Hamburg her über Magdeburg Kaufmannsgüter bringen. Geradezu, jenseits der Spree stehen die Pulvermühlen (...) Die Aussicht vor den Zelten ist ganz verschieden von der ersteren, aber nicht minder schön. (...) Unter Tangelhütten sitzen an vielen Tischen allerlei Berliner aus allen Ständen.«¹⁶

Die anderen Zeltbesitzer folgten Mouriers Beispiel, erweiterten ihre Etablissements ohne Bedenken, und die Behörden schauten nicht genau hin. Auf Lageplänen der Umgebung lassen sich viele Holz- oder Fachwerkbauten erkennen, die Küchen, Kuh- und Pferdeställe, Holzschuppen, Wagenremisen und Lusthäuser (Veranstaltungshäuser) beherbergten. Nur die Wohnhäuser mit den Gaststuben waren meist massiv, das erste gehörte 1785 einem Herrn Grüneberg, der auch im Winter dort wohnte und seine Wirtschaft betrieb. Zu den Wintervergnügen zählte das Eislaufen auf der Spree. Den Eisläufern konnte man von der offenen Galerie hinter dem Zelt 2 zusehen. Auf Grüneberg folgte 1788 der Wirt Claus. Beide mussten zwar eine Strafe zahlen, ihre Häuser aber blieben stehen, obwohl die Behörde den Abriss verlangt hatte. König Friedrich Wilhelm II. zeigte sich gutmütig und untersagte ein Durchgreifen. So entstanden ab 1810 nach und nach wetterfeste Unterkünfte, aus denen, erneut erweitert und umgestaltet, zu Anfang des 19. Jahrhunderts die stadtbekannten Zelten-Lokale, massive Gasthäuser und Gartenlokale, hervorgingen. Der Name blieb: In den Zelten. Nebenbei: Für den Landschaftsarchitekten Peter Joseph Lenné (1789–1866), der nach Knobelsdorff den Tiergarten entscheidend gestaltete, gehörten Gaststätten zur Ausstattung eines Volksgartens. So stammen von ihm auch Pläne zur Aufstellung eines neuen Erfrischungszelts.

Sehr beliebt war auch der Konzertgarten. Die Tradition der Berliner Frühkonzerte stammt aus den Zelten. Witwe Pauly, die erste Inhaberin von Zelt 5,

kam 1834 auf diese Idee. Die Bauten waren allerdings immer noch unansehnlich: »Die meisten waren Bretterbuden, außen mit Austernschalen benagelt. Die ansehnlichsten waren der Schafstall, ein langes Viereck, und die Zuckerdose, ein Rundbau, beide im Winter mit sogenannten eisernen Öfen primitivster Art versehen. Am Saume des Waldes, dem jetzigen ersten, rechts gelegenen Restaurationslokale gegenüber, befand sich ein Leinwandzelt, in welchem der Hoftheater-Konditor Reibedanz Gefrorenes und vorzüglichen Kirschkuchen feilbot. Die Musik wurde von vier, höchstens sechs Personen ausgeführt; der Leiter ging mit einem Notenblatte umher und kassierte den üblichen Groschen ein (...) Der Kaffee wurde auf runden, zinnernen Schüsseln portionsweise dargereicht, die Löffel waren von Blei.«¹⁷ Alexander Meyer schilderte 1873 die Besuche wie folgt: »Die Zelten waren beliebte Bierlokale (...) Draußen wurde ausschließlich Weißbier verschenkt, und namentlich dasjenige in dem Zelt Nr. 2 bei Cornel stand in hohem Rufe. Weißbier und Zelten gehörten damals noch untrennbar zusammen (...) In der Mitte des Platzes stand eine Estrade für ein Orchester. Die vier Wirte ließen für gemeinsame Rechnung Musik machen; der starke Besuch, dessen sie sich erfreuten, gestattete ihnen das und machte es ihnen auch notwendig, für die Unterhaltung ihrer Gäste etwas zu tun. Es wurde schlecht und recht Tanzmusik, unterbrochen von Potpourris, gespielt.«¹⁸ Bereits 1829 schrieb ein Stadtchronist, dass Tausende Besucher in die Zelten kamen, wenn der Militärgouverneur von Berlin Ende des 18. Jahrhunderts mit seinem Musikkorps auftrat. Bis in die 1840er-Jahre musizierten kleine Gruppen von vier bis sechs Personen. Nach 1900 gab es fast täglich Konzerte. Ein halbes Dutzend Kapellen spielte dann gleichzeitig. Manche Berliner standen oder saßen auch im nahen Tiergarten unter den Bäumen, verzehrten ihre mitgebrachten Brote, lauschten der Musik und sparten sich so das Eintrittsgeld.

Vor allem an Sonn- und Feiertagen herrschte ein lebhaftes Gedränge in den Lokalen und den Anlagen ringsum. An schlichten Holztischen und -bänken saßen Menschen aller Stände beisammen. Die Popularität des Viertels hinterließ Spuren in den Werken der Dichter, tauchte etwa in E. T. A. Hoffmanns (1776–1822) *Ritter Gluck* ebenso auf wie später in Theodor Fontanes (1819–1898) *Irrungen, Wirrungen*. Als regelmäßigem Besucher Berliner Gaststätten hatten es Hoffmann später besonders die Ausflugslokale angetan. So bezieht sich die Angabe »Klaus und Weber« in der Erzählung *Ritter Gluck* auf die Namen zweier Wirte, die Handlung spielt an diesem Ort im Spätherbst: »Dann sieht man eine lange Reihe, buntgemischt – Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geistliche, Jüdinnen, Referendare, Freudenmädchen, Professoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Offiziere u.s.w. (...). Bald sind alle Plätze bei Klaus und Weber besetzt; der Mohrrübenkaffee dampft, die Elegants zünden ihre Zigarros an, man spricht, man streitet über Krieg und Frieden (...) bis alles in eine Arie aus ›Fanchon‹ zerfließt, womit eine verstimmte Harfe, ein paar nicht gestimmte Violinen, eine lungensüchtige Flöte, und ein spasmatishes Fagott sich und die Zuhörer quälen.«¹⁹ Das »Webersche Zelt« wird auch in Hoffmanns Erzählung *Fragment aus dem Leben dreier Freunde* zum literarischen Schauplatz – der



Wintervergnügen auf der Spree hinter den Zelten. Kolorierter Stahlstich von Laurens & Thiele nach Friedrich August Calau, um 1820

Schriftsteller war hier »täglicher Gast«. Sie verabreden sich zum Kaffeetrinken im Weberschen Lokal. Von dort bot sich ein Panoramablick übers Wasser bis Moabit und Schloss Bellevue und die »öde Gegend mit den gleich Kniegalgen hervorragenden Blitzableitern an den Pulverhäusern, die (einer der Freunde, H. N.) funkelnde Sterne tragende Masten nannte, üppig reich und romantisch«.

In der Nähe befand sich ein Gondelanlegeplatz, denn die Zelte waren auch Ausgangspunkt eines beliebten Fährbetriebs mit kleinen und größeren Gondeln, die hinüber nach Bellevue und Moabit, aber auch bis nach Charlottenburg und Spandau fuhren. So heißt es Ende des 18. Jahrhunderts: »Von den Gezelten aus kann man den Weg nach dem Garten von Bellevue auf der Spree in bequemen Gondeln machen, welche hier immer bereit sind, oder diese angenehme Fahrt noch weiter fortsetzen.«²⁰ Zwei Jahrzehnte später wird berichtet: »Unterhalb des Zeltes Nr. 1, wo jetzt die kleinen Boote wimmeln, lagen etwa ein halbes Dutzend »Gondeln«; sie faßten 20 bis 30 Menschen, waren mit Brettern überdacht und an der Spitze mit einem in Holz bemalten Kopf geziert. An Sonn- und Montagen lockte ein in der Nähe des Steuerruders sitzender Drehorgelspieler solange bis der Kahn mit Fahrgästen (...) überfüllt war; dann stiegen zwei Mann auf das Dach und stießen ihn bis an die Moabiter Brücke. Worin das Vergnügen bestand, ist nicht ganz klar, es kostete aber auch nur einen Silbergroschen.«²¹

Der Humorist und Satiriker Adolf Glaßbrenner (1810–1876) schrieb 1845 in *Moabit* über das »Berliner Volke«, »das in zahllosen Schwärmen über die Spree nach Moabit zieht, um sich zu ergötzen an der frischen Luft und frischem Kümmel, an gemüthlichem Spiele und stärkender Speise, lustigem Gesange und flüchtigem Tanze, an Liebesscherz und Prügelei. (...) Viele den Landweg einschlagend, der zwar beschwerlich aber sechs Dreier ersparend ist, die meisten aber den Zelten im Thiergarten zu, an deren Ende die Schiffer mit ihren grünen Gondeln warten. »Alleweile! Anjetzt jeht es ab!« schreien diese am Ufer der Spree durcheinander; (...) hinten aus den Gondeln erschallen Leierkasten und Papajenoflöte«. Und los ging die Fahrt: »laßt zur Linken im Tiergarten die vornehmen Leute in Equipagen vorüberjagen, gleitet nur sanft das Schiff hinüber nach dem jenseitigen Ufer, dorthin wo Moabit liegt, das kleine Land mit kleinen Eichen, grünen Wiesen, sandigen Wegen und zahllosen Wirthshäusern! (...) Die Leute drängen sich auf die Boote und besonders an Sonntagen ist das Gedränge nahezu lebensgefährlich.«²²

Zuvor fuhren die schon genannten »Treckschuyten« auf einer von Friedrich I. eingerichteten Schiffsverbindung, die vom Kupfergraben und Schiffbauerdamm bis nach Charlottenburg und Spandau führte. Zwei Pferde trotteten auf einem Treidelweg dahin und zogen zweimal täglich gedeckte Gondeln hin und zurück. »Man gab seine zwei Groschen«, berichtete ein Fahrgast, »und setzte sich in die angelegte Treckschuyte, allwo stets Kompagnie und auch die meiste Zeit Spielleute anzutreffen gewesen.«²³

Das erste Dampfschiff, der Raddampfer »Prinzessin Charlotte von Preußen«, fuhr im Jahr 1816 auf der Spree von den Zelten aus nach Potsdam. Die Betriebskosten waren hoch, das Interesse gering – bald wurde der Verkehr eingestellt.

Am Südrand des Tiergartens wurden ab etwa 1685 französische Refugiés angesiedelt. Die Hugenotten sollten Maulbeerbäume anpflanzen, weil deren Blätter als Futtergrundlage für Seidenraupen dienten. Der preußische Staat wollte von ausländischen Importen unabhängig werden. Aber weder der Anbau der Bäume noch die Zucht der Raupen kamen recht voran. So verlegte man sich später auf Obst- und Gemüseanbau. In den Gärtnereien wurden neben den in Preußen schon bekannten Sorten auch Aprikosen, Pfirsiche und Spargel gezüchtet. In der Zeit, in der sich die Umwandlung des weitläufigen Wildgeheges in einen Lustpark für die Berliner Bevölkerung vollzog, boten die Hugenotten dem in den Tiergarten vorbeiziehenden Publikum Kaffee und Kuchen an, was schließlich zur Umwandlung der Gärtnereien in Gastwirtschaften führte. Diese wurden von den Berlinern neben den Zelten immer stärker frequentiert. Ab Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte sich das Tiergartenviertel zu einem Ort für die Sommerfrische vor den Toren der Stadt. Schon um 1800 gab es dort acht Gasthäuser. Diese Gartenwirtschaften wurden besonders ab 1848 verstärkt von bürgerlichen Kreisen besucht, die dem hektischen Treiben in den Zelten, wo sich während der Revolutionsjahre viel Volk, auch zwielichtige Gestalten, aufhielt und zahlreiche Versammlungen abgehalten wurden, entgehen wollten.